Atemlos vor Schreck sank Lotte in einen Stuhl.

Aber der Vater, den sie erwartet hatte, kam nicht, er ging vorüber und war nun in seinem Bureau, wo sie ihn sprechen hörte.

Doch der junge Herr, der Unglückselige?

Das sonst so lustige Mädel war dem Weinen nahe.

Plötzlich ertönte die Glocke im Flur.

„Das ist er! Jetzt, Himmel, steh mir bei!"

Dann schlich sie an die Tür und horchte.

Eine Minute verging. Sie erschien ihr wie eine Stunde.

Endlich kam das Dienstmädchen und öffnete.

Er war es wirklich! Der Atem stand ihr still.

Sie hörte, wie er nach dem Herrn Rat fragte, seine Karte abgab, und — wie eine endlose Ewigkeit schien ihr das alles! — endlich kam das Mädchen zurück, er möchte in den Salon treten, der Herr Rat käme gleich.

Da atmete sie auf. Nun hieß es handeln. Kurz entschlossen betrat sie den Salon.

Mit ehrerbietigem Gruß trat der junge Mann näher.

Sie nahm sich meisterhaft zusammen, preßte all ihre Angst zurück und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Ich weiß, weshalb Sie kommen, mein Herr! Wegen der Zigarette, die ich auf Ihren Hut warf, natürlich versehentlich. Ich bitte vielmals um Entschuldigung! Ich war sehr in Erregung, so daß ich nicht sah, wohin die Zigarette fiel! Aber glauben Sie mir auf mein Wort, daß es absichtlos geschah, und daß ich lebhaft bedauere, Ihnen den Schaden zugefügt zu haben."

Mit seinem Lächeln entgegnete er: „Ach so, Ihnen, gnädiges Fräulein, verdanke ich dies Luftloch? wobei er seinen hellgrauen Seidenfilz hochhob und das kleine Loch zeigte, das die fallende Zigarette eingebrannt hatte.

Errötend antwortete sie: „Wie gesagt, mein Herr, ich kann nur vielmals um Verzeihung bitten! Und übrigens bin ich auch bereit, den Schaden zu ersetzen!"

„Aber nein", wehrte er lächelnd ab, „das ist ja gar nicht der Rede wert! — Nur möchte ich mir die Anfrage erlauben, weshalb Sie die Zigarette denn zum Fenster hinauswarfen? Sonst benutzt man dazu doch meist einen Aschenbecher."

Immer mehr errötend antwortete sie nun: „Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen — ich rauchte gegen den Willen Papas, um mich nicht absassen zu lassen, warf ich die Zigarette zum Fenster hinaus."

„Ah, das ist mir ja sehr interessant zu erfahren!" Verwundert sah er sie an.

Sie aber, immer verlegener in der Angst, daß Papa jeden Augenblick kommen könnte, bat nun: „Und nicht wahr, mein Herr, Sie werden mich nun nicht verraten?"

„Gewiß nicht, gnädiges Fräulein!" versicherte er glückstrahlend.

Freudig reichte sie ihm die Hand hin.

Sofort ergriff er diese zarte Hand und küßte sie so herzhaft, daß Lotte mit leisem Schreck zusammenzuckte und sie zurückzog.

In diesem Augenblick trat der Rat ein.

„Was seh' ich", rief er freudig, „Herr Doktor, Sie erweisen uns die Ehre so bald?! Mein Vetter schrieb mir soeben erst."

Lächelnd antwortete der junge Herr: „Ganz recht, Herr Rat, mein Kommen ist verfrüht, ich war durch ein Telegramm hergerufen, und da ich nun einmal hier war, wollte ich mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, meine Aufwartung bei Ihnen zu machen!"

„Sehr liebenswürdig! Seien Sie uns herzlich willkommen!"

Lotte aber stand dabei und wurde bald blaß, bald rot; denn erst jetzt erfuhr sie, wem sie die Zigarette auf den Hut geworfen hatte.

Als nun der alte Herr seinen jungen Gast zum Sitzen einlud und ihm den Hut abnahm, bekam Lotte einen neuen Schreck; denn Papachen besah das Loch im Filz und sagte heiter: „Was haben Sie denn da gemacht?"

Der junge Herr aber antwortete lächelnd: „Ja, Herr Rat, dies unscheinbare kleine Löchelchen ist für mich eine sehr, sehr liebe Erinnerung."

Und da atmete Lotte wieder auf und dankte ihm durch einen glückverheißenden Blick.

Später kam auch das Mamachen, das von Lotte herbeigeschleppt wurde, und als nach einer schnell vergangenen Plauderstunde der junge Herr sich empfahl, da sagte Lotte nichts mehr von Opposition.

Am anderen Morgen bekam sie einen Strauß und ein ganz kleines Paketchen, und als sie dies aufwickelte, kam ein reizender silberner Aschenbecher zum Vorschein.

Da lachte Lotte voller Glückseligkeit.

St. Annas Fische

(Legende zum 26. Juli.)

Wieder nichts!" Verzweifelt zog der junge sizilianische Fischer das Netz aus dem Meere. Nicht ein einziger Fisch fand sich in den Tauseln.

„Gott und die Heiligen haben uns verlassen!" rief er seinem Vater, der bedrückt ins Wasser starrte, zu, „seit drei Wochen kam uns nicht eine Makrele ins Garn. Himmel! ..."

„Versündige dich nicht!" rügte der Greis, „lästere nicht Gott!"

„Ach da soll man nicht sauertöpfisch werden! Müssen wir nicht in drei Tagen den Fischzehent zahlen? Und daheim fehlt lange das Brot."

„Vertraue auf Gott. Er verläßt seine Fischer nicht!" erwiderte ergeben der Alte. Jetzt näherten sich ihnen die anderen Fischerbarken des Dorfes.

„Heda!" rief der Bursche hinüber, „guter Fang?" — Traurig kam die Antwort:

„Wieder haben wir heute unnütz das Fischgerät hinausgeführt. Nicht einmal zu einer Suppe kann uns der Fang dienen. Algen, ja! sonst nichts!"

„Brüder", begann, als die Fischer im Hafen standen, der Zunftmeister, „Brüder, Gott will uns prüfen. Hört, sagte nicht stets unser verstorbener, gütiger Pfarrer, die heilige Mutter Anna helfe dem, der sie um Fürspruch bittet? Und morgen ist ihr Fest. Faßt Mut, und folgt mir in die Kapelle am Abhang des Weinberges!"

Gesenkten Hauptes schritten die Fischer zu der kleinen Sankt Annakapelle, die von Feigen- und Olivenbäumen umsäumt auf dem Wege zu den Weingärten lag. In dem Kirchlein knieten sie nieder, und mit kindlichem Gottvertrauen und Demut im Herzen sprachen sie ein schweres Gelöbnis.

Als die Fischer am nächsten Morgen hinaus auf das Meer zogen, da klangen die Glocken, und laut tönte der Gesang der Männer über die stille, azurblaue See:

Mutter Anna mit Maria,
Deiner Tochter, für uns bitt'
Weil du dann jetzt hoch erhoben
Wohnest in dem Himmel oben,
Mutter Anna sei gebeten,
Steh uns bei in allen Nöten!
Mutter Anna mit Maria
In der Not verlaß uns nit!

Geschah ein Wunder? Lockte das Singen die Fische herbei? In dichten Scharen kamen unter dem Spiegel des Meeres, Rücken an Rücken gedrängt, hier Thunfische, dort Markelen. Tausend und abertausend Fische. Und das Singen wurde ein Jubeln:

In der Not verlaß uns nit!

Und sie warfen die Garne aus, und es war als ließen sich die Fische mit Willen fangen, so man konnte sie mit den Händen greifen. Aber was noch wunderwürdiger war: Buchstaben trugen die Rücken der Tiere. Anna tragen die kleinen Fische, Anna war auf dem Rücken der großen geschrieben. Alle hatten diesen wundersamen Namen auf den Schuppen golden gezeichnet. Es war als wollten die Fische sprechen: solch reicher Fischzug, ihr Fischer, ist kein Werk eurer Arbeit! Er kann nicht eurem Fleiß zum Lob gedeihen, sondern er ist eine Schenkung von der großen, heiligen Mutter Anna!" — Und so geschah es durch drei Tage.

Aber die Fischer ließen ein Bild Sankt Anna's, wie sie auf dem einen Arm die Jungfrau Maria und auf dem anderen das Jesukindlein trägt, aus Marmorstein fertigen. Um ihre große Dankbarkeit zu bekunden, und zur Ermahnung künftiger Geschlechter, zur Erinnerung an das Wunder schrieben sie darunter:

Mutter Anna mit Maria
In der Not verläßt uns nicht.

„Zarte Bande"

Symbole der Eheschließung.

Es ist ein ziemlich euphemistischer Ausdruck, wenn wir in Bezug auf die Ehe von „zarten" Banden sprechen. In Wirklichkeit gibt es zwischen den Menschen kein festeres und zwanghafteres Verhältnis als die Ehe. Das gilt nicht etwa nur für die christlichen und europäischen Völker, sondern ebensosehr auch für die Naturvölker. Auch bei ihnen bedeutet die Ehe meist eine unauflösliche Lebensgemeinschaft. Dies findet auch in den Symbolen seinen Ausdruck, durch welche die geschehene Verbindung angedeutet wird. Wenn wir uns mit einem goldenen Reif am Finger begnügen, so werden in Siam und auf Ceylon die Finger der Neuvermählten mit einer Schnur fest zusammengebunden, und sie müssen einen Tag lang so verbleiben. Mitunter wird sogar ein Strick um ihre Hüften geschlungen. Bei den Indern, im Iran und auch bei manchen slawischen Stämmen ist es üblich, die Kleider der Neuvermählten an den Zipfeln zusammenzubinden. Eine wirkliche „Blutsgemeinschaft" sucht eine Sitte hervorzubringen, die sich bei den Papuas der Südsee findet. Dort wird der Frau eine Wunde in der Stirn beigebracht, das Blut wird aufgefangen, und dann trinken die Brautleute dies Blut in Wasser oder einem berauschenden Saft. Bei den Hereros ist eine ähnliche Sitte vorhanden, das Blut wird bei ihnen durch einen Schnitt in die Zehe gewonnen. Bei anderen Papuastämmen genügt es, daß Mann und Frau gemeinsam eine Zigarette rauchen, um das Eheband anzudeuten. Mitunter werden in diese Zigaretten Haare der Neuvermählten eingedreht. Neben diesen symbolhaften Gebräuchen, die das Verbundensein der beiden Gatten andeuten, gibt es auch andere, die die Trennung von der bisherigen Familie veranschaulichen. In China wird zu diesem Zweck ein Stab zerbrochen. Es ist leicht möglich, daß auf diesen Sinn auch der bei uns noch hie und da übliche „Polterabend" zurückzuführen ist, den man heutzutage meist dahin deutet, daß Scherben einem alten Aberglauben zufolge glückbringend sein sollen.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brünner Zeitung

Nr. 30 Sonntag, den 27. Juli Jahrg... 1930

Altötting, das bayerische Loretto

Der Gnadenort der „schwarzen Madonna".

In zahllosen bayerischen Bauernstuben hängt im Herrgottswinkel neben dem Kruzifix das Bild der Altöttinger Muttergottes, die Mädchen und Frauen tragen es als Medaillon oder als Brosche und die Burschen, auf silberne Taler geprägt, an den Uhrketten — denn die Verehrung für das Gnadenbild in der kleinen Kapelle im freundlichen, an der Grenze von Ober- und Niederbayern gelegenen Marktflecken Altötting ist seit uralten Zeiten im bayrischen Volke verwurzelt.

Altötting, das alte Odinga, wo sich schon z. B. der Karolinger eine königliche Pfalz befand, in der besonders Ludwig der Deutsche und dessen Sohn Karlmann oftmals weilten, ist der berühmteste und volkstümlichste Wallfahrtsort Bayerns, ja vielleicht des ganzen deutschen Reiches. Schon aus den Jahren 1670 bis 1720 vermeldet ein Chronist, daß in diesem Zeitraume „allda über 20 Millionen Menschen das hl. Sakrament empfangen haben." Auch heute weilen noch tagtäglich gegen tausend, an Feiertagen aber noch bedeutend mehr Wallfahrer in Altötting — und bei den frommen Bauern des altbayrischen Landes ist vielfach eine alljährliche Wallfahrt sämtlicher Familienmitglieder und Hauseinwohner zur „schwarzen Marie", wie das Gnadenbild im Volksmunde heißt, gebräuchlich.

Dieses Gnadenbild ist eine frühgotische Madonnenstatue aus Lindenholz, die einstmals farbig bemalt, nun schon seit Jahrhunderten mit steifen, prunkvoll gestickten Gewändern bekleidet wird. Die Sage berichtet von ihr: Als im Jahre 907 die Ungarn Bayern verwüsteten, plünderten sie auch in Altötting das dort bestehende Benediktinerkloster und steckten es in Brand. Die Flammen ergriffen auch die Gnadenkapelle, in der sich die damals schon bekannte Madonnenstatue befand, und verzehrten die gesamte Einrichtung. Doch vor dem Altare sanken sie plötzlich zusammen und erloschen. So blieb das Bild unversehrt und wurde nur durch Rauch und Qualm so schwarz, wie man es heute noch sieht.

Aber dies alles ist eben nur Sage, denn die Marienstatue entstammt einer weit späteren Zeit, nämlich dem Ende des 13. Jahrhunderts und dürfte ihre schwärzliche Farbe wohl durch das Alter und den vielen Kerzenrauch erhalten haben; auch ist nachgewiesen, daß die Wallfahrt erst seit etwa 1450 in größerem Ausmaße besteht.

Die Gnadenkapelle, welche das Innere der einstigen karolingischen Pfalzkapelle darstellt, die „uralt, finster haylig Capel unser lieben Frawen auff der grünen Matten" ist ein kleiner Bau von schlichter, aber eigenartiger Architektur. Im Osten strebt der achteckige Kernbau turmartig empor, gegen Westen schließt sich der gotische Langhausbau an, dessen Fuß von gedeckten Arkadengängen umgeben ist. Im Innern flankieren zwei schlanke Renaissancealtäre aus verschiedenfarbigem Mamor den spätromantischen Eingang zum eigentlichen „Gnadenraum". Das Marienlied selbst thront darin in einer kleinen Nische, ganz und gar von funkelnden Silberfiguren und Ornamenten umgeben. In weitem Bogen zieht sich das strahlende Silber um die Madonnenstatue bis zu den 15 silbergetriebenen Kerzenschildern, die es im äußersten Bogen umrahmen. Blumen blühen ringsum, ein ewiges Licht und zahllose leise knisternde Kerzen erhellen mit mildem, goldigem Scheine den kleinen Kapellenraum, dessen in die Wände eingelassene Schränke eine ungeheure Menge von Votivbildern und Weihegeschenken bergen, die, vom einfachen, billigen bunten Wachsbildchen bis zum kostbaren Gegenstand aus Gold und Edelsteinen lange, lange Geschichten von Glück und Unglück, von Freude, Leid und Hoffen erzählen.

Auch viele Große dieser Erde, Kaiser und Könige, Fürstinnen, Feldherren und Gelehrte haben im Laufe der Jahrhunderte zu Altötting Trost und Erbauung gesucht. Das Wittelsbacher Herrscherhaus widmete dem Wallfahrtsorte von jeher innige Verehrung, es gab der Kirche bis in die neueste Zeit hinein reiche Stiftungen, und Mauernischen an der Rückwand der Gnadenkapelle bergen, alter Tradition gemäß, in kostbaren, silbernen Urnen die Herzen aller verstorbenen bayerischen Landesfürsten.

Die oft wertvollen Gaben, welche die Fürstlichkeiten aller Zeiten stifteten, sind in der an die große Stiftskirche anschließenden Schatzkammer untergebracht, die prachtvolle Erzeugnisse der Goldschmiedekunst aller Perioden und Länder enthält. Hier befindet sich das berühmte „Goldene Rößl", eine aus Gold, Email und Edelsteinen gefertigte Figurengruppe, ein wahres Wunderwerk der Pariser Goldschmiedekunst, welches die französische Königin Isabeau und ihr Gemahl Karl VI. zu Neujahr 1404 herstellen ließen. In einer goldenen, mit Rubinen, Perlen und Saphiren gezierten Blütenlaube thront Maria mit dem Jesukinde, von Engeln umgeben, und neigt sich huldvoll dem vor ihr knienden, porträtgetreu gebildeten Könige zu. Auf der rechten Seite der Laube kniet ein Ritter, der den Helm des Königs in den Händen hält. Zu beiden Seiten der Laube führt je eine Treppe zu einer Art Bogenhalle hinunter, wo ein Page wartend das Pferd des Königs am Zügel hält, das der Gruppe den Namen gegeben hat. Im Jahre 1921 drangen Einbrecher in die Schatzkammer ein. Um das „Goldene Rößl" leichter mitnehmen zu können, zerschlugen und zerstörten sie das Kunstwerk in brutalster Weise, doch konnte ihnen die Beute noch rechtzeitig wieder abgenommen werden. Das „Goldene Rößl" wurde dann von Künstlerhand mit größter Sorgfalt wiederhergestellt und ist heute mit allen Mitteln der Technik gegen eine Beraubung gesichert.

Aber auch außer der Gnadenkapelle und der Schatzkammer gibt es in Altötting noch manches Bemerkenswerte. An dem weiten baumbestandenen Kapellenplatz erhebt sich die prächtige, zweitürmige, 1511 fertiggestellte Stiftskirche. Sie enthält prachtvolle Altäre in Rokoko- und klassizistischem Stile, schöne alte Taufsteine, Altargemälde und künstlerisch ausgeführte Grabmäler der Altöttinger Pröpste. Interessant ist ferner der an die Stiftskirche angebaute Kreuzgang aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, die spätgotische Sieben-Schmerzen-Kapelle sowie die Tillykapelle, in welcher der 1632 gestorbene Feldherr des 30-jährigen Krieges begraben liegt. Das mit Diamanten reich besetzte sogen. „Tillykreuz", das der fromme Feldherr stets mit sich führte, wird ebenfalls in der Schatzkammer aufbewahrt.

Der Ort Altötting selbst unterscheidet sich im großen und ganzen wenig von den anderen Marktflecken Niederbayerns. Doch das klangvolle Geläute der fast unablässig tönenden Kirchenglocken, der Gesang der Wallfahrer und die oft recht wunderlichen Pilgergestalten mit wehenden Fahnen und Standarten, die vielen, auf dem Kapellplatze und in manchen Gassen verstreuten bunten Buden und Lädchen, in denen Altöttinger Andenken, Kerzen und farbenfrohe Devotionalien feilgehalten werden, verleihen dem „Gnadenort der schwarzen Madonna" jenen eigenartigen Reiz, wie er vielbesuchten Wallfahrtsorten eigen ist. E. Trost.

Verborgenheit

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Mörike.

Falsche Erziehung

Eine Erzählung von Paul Hankel.

(Nachdruck verboten.)

Frau Ida Romberg war Witwe. Kaum 21 Jahre alt, hatte sie einen reichen Fabrikanten geheiratet. Warum? Sie wußte sich hierüber selbst keine Rechenschaft zu geben.

Es gibt auch Frauen ohne Herzen. Die Welt der Liebe bleibt für immer verschlossen; der Blindgeborene seine für die Außenwelt verschlossenen Augen nicht als Grausamkeit des Schicksals erkennt, da ihm für das Licht jeder Begriff fehlt, so wandern jene Frauen ebenfalls blind durch die Welt und lachen über die seltsamen Menschen, die in der Liebe das Glück ihres Daseins erkennen. Sehr oft nimmt in den Herzen solcher Frauen die Eitelkeit den Platz der Liebe ein, ein Surrogat, das nicht selten äußerlich der Liebe gleicht.

Dies war auch bei Ida Romberg der Fall, und sie fühlte sich dabei glücklich und zufrieden. Aus Eitelkeit hatte sie denn auch ihren Mann geheiratet, der allerdings fünfundzwanzig Jahre älter war als sie, aber mit seinen sechsundvierzig Jahren ein stattlicher Mann genannt werden mußte, auf den die junge Frau in der Tat stolz sein konnte. Zudem war er reich und liebte sein kleines, kokettes Weibchen über alles, das mit Hülfe seines Goldes all ihren eitlen Neigungen frönen konnte.

Schon am Hochzeitstage, als Ida an der Seite ihres Bräutigams zum Altar schritt, sah sie nur die erstaunten und neidischen Blicke der gaffenden Menge, die den blendenden Brautstaat bewunderten. Das war wohl die höchste, wenn nicht einzige Freude an diesem Tage, aber sie füllte ihr Herz ganz aus und machte sie glücklich. Mit solchen Empfindungen unternahm sie auch die Hochzeitsreise nach der Schweiz und Italien.

Für die Schönheiten der Natur war sie selbstverständlich ebenfalls unempfindlich, aber man sprach in den Kreisen der Braut von dieser weiten Reise, man beneidete sie. Vor allem konnte sie an der Riviera Toilette machen und darin Aufsehen erregen.

Frau Ida Romberg, die junge Frau, wurde der Mittelpunkt der Mode und stieg in der Residenz zu einer Berühmtheit empor. Sie selbst hatte zwar keinen Geschmack, aber das Modehaus, aus dem sie ihre Kleider bezog, erkannte bald, daß mit Frau Romberg ein glänzendes Geschäft zu erzielen sei. Nicht nur, daß sie für den teuersten Putz die stets geöffnete Börse ihres Mannes zur Hand hatte — nein, sie diente gleichzeitig auch als unfreiwillige, wirkungsvolle Reklame. Man wußte ihr schon das Kleidsamste und Teuerste aufzuschwatzen, und in allen Gesellschaften, wo sie erschien, ging der Name des Modehauses in tausendfacher Vervielfältigung von Mund zu Mund.

Nur kurze Zeit blieb die junge Frau den Festsälen fern, doch nach der Taufe ihres Töchterchens erschien sie wieder als Königin des Balles und feierte neue Triumphe ihrer Eitelkeit.

Daheim waren ja Amme, Bonne und Kindermädchen. Was brauchte sie bei ihrem Kinde zu sein? Es machte ihr ja Spaß, das kleine Ding, wenn sie ab und zu in die Kinderstube ging, aber nicht lange konnte sie darin weilen. Ihre Toilette litt darunter und das Schreien der Kinder machte sie nervös.

Auch die Mutterliebe konnte in ihrem Herzen nicht Platz finden.

Die junge Frau war aber deshalb nicht zu verdammen, sondern nur zu beklagen, denn ihren Handlungen und Gesinnungen lag keine Schlechtigkeit, keine bewußte Ungerechtigkeit zu Grunde, sondern angeborene Empfindungslosigkeit — Blindheit der Seele.

Kaum konnte das Töchterchen laufen, so wurde mit ihm auch schon Staat gemacht. Das gelang der eitlen Mutter denn auch nach Wunsch, denn Friedchen war von Natur aus ein bildhübsches Kind, das mit seinen goldblonden Locken und den dunklen Augen auch in einfacher Kleidung überall aufgefallen wäre. Im Sommer sah Friedchen in ihren hellen, mit Spitzen überhäuften Kleidern wie ein Püppchen aus der Meißener Porzellanmanufaktur aus; alle Leute sahen dem Kinde nach, und viele waren von der kleinen Modedame sogar entzückt.

Friedchen war aber auch der ganze Stolz seines Vaters.

Junge Männer werden selten für ihre Kinder eine sog. Affenliebe hegen, wohl aber Männer, die in der Mitte der Vierziger oder später glückliche Väter werden. So sah auch Romberg seinen Abgott in dem kleinen Wesen.

Leider sollte die Freude an seinem Kinde nicht lange währen. Von einer Jagdpartie zurückgekehrt, legte er sich aufs Krankenlager und starb nach sechs Tagen an der Lungenentzündung.

Die junge Witwe sah in ihrem Trauerkostüm entzückend aus, und auch Friedchen, die erst fünf Jahre alt war, fand das schwarze Kleidchen recht nett.

Eine wirkliche Trauer zog durch diesen plötzlichen Todesfall des Hausherrn in die Villa nicht ein.

Wozu sollte man auch trauern? Sterben ist ja Allgemeinlos!

Not hatte das Ableben des Gatten und Vaters nicht zur Folge, denn Romberg war ja ein reicher Mann und hinterließ ein sehr stattliches Vermögen.

Als das Trauerjahr um war, erschien die junge Witwe in strahlender Toilette wieder in Gesellschaften und auf Bällen.

Niemand konnte ihr das verargen, denn sie war erst siebenundzwanzig Jahre alt, und das ganze Leben lag noch vor ihr. Jetzt war sie sogar eine glänzende Partie geworden, und die Mitgiftjäger umstellten sie wie ein Edelwild.

Doch all ihr Bemühen war erfolglos. Ida dachte gar nicht daran, sich ein zweites Mal zu vermählen, und für Gott Amor war ihr Herz ja unverwundbar. Ja, wenn ein Graf gekommen wäre, so hätte dieser vielleicht noch Glück gehabt, denn eine mehrzackige Krone hätte die eitle Witwe sicherlich angenommen, aber ein solcher blieb aus, obgleich kein Mangel daran sein soll, und so blieb Ida Romberg denn die treue Witwe ihres verstorbenen Gemahls.

Als Friedchen, ihre Tochter, nun schulpflichtig wurde, kam sie sofort in eine vornehme Pension, denn das schien ihr die Mutter bei ihrem Reichtum schuldig zu sein. In den Ferien besuchte man sich natürlich gegenseitig, und man war über diese Zusammenkünfte auch jederzeit höchst erfreut.

Allerdings fühlte Frieda in ihrem Herzen eine gewisse Leere, konnte sich darüber aber selbst keine Rechenschaft geben, sondern glaubte, daß alle Kinder so empfinden müßten. Im übrigen war das Kind wohl und gesund, das blühende Leben selbst.

„Ich habe Ihnen ein schönes Kind übergeben," hatte die Mutter zur Vorsteherin gesagt, „füttern Sie es mir nicht zum Bauernkind heran. Nur ein schönes Weib gewinnt in der Gesellschaft Geltung, ein häßliches muß ringen und kämpfen bis an sein Ende."

Als diese Ermahnung nicht gefruchtet hatte, wurde Frieda aus dieser gesunden Pension genommen, und die Mutter übernahm mit Hülfe einer Gouvernante selbst die Erziehung ihres Kindes. —

Friedchen war zur Zeit zehn Jahre alt und ein außergewöhnlich kluges Kind. Vor allem interessierte sie sich für Musik. Schon die Töne des Leierkastens machten der Kleinen Herz rebellisch, und wenn das Militär mit klingendem Spiel vorüberzog, so stand sie mit hochgerötetem Antlitz am Fenster, bis der letzte Akkord aus der Ferne verklungen war.

Dieser Tatsache wurde aber seitens der Mutter keine tiefere Bedeutung beigelegt, denn Frau Romberg hatte wenig Verständnis für Musik und besuchte Konzerte nur, um sich und ihre Toiletten auszustellen. Auch die Gouvernante war unmusikalisch, obgleich sie Klavier spielen konnte; aber unter ihren Fingern war das Instrument nur eine musikalische Trommel.

In dem Hause der reichen, jungen Witwe verkehrte nun aber seit einigen Wochen Theodor Sturmfeld. Es war dies der erste Tenor des Fürstlichen Hoftheaters. Noch vor einigen Saisons war er in der Reichshauptstadt mit größtem Erfolge aufgetreten, und seine Karriere schien damals gesichert zu sein. Künstlerischer Ehrgeiz, oder sagen wir richtiger, komödiantisches Strebertum hatte ihn aber verleitet, seine Kräfte zu überschätzen, und so hatte seine Stimme einen sogenannten Knax bekommen. Sturmfeld fühlte das selbst und erkannte zu seinem Leidwesen, daß seine Künstlerlaufbahn bereits ihr Ende erreicht hatte, und daß er möglicherweise schon in zwei Jahren dem Gesang Valet sagen müsse. Vermögen besaß er nicht, aber ein gutes und behagliches Leben wollte er führen, und so hegte er den Plan, den so viele schon zur Ausführung gebracht haben, sich eine reiche Frau zu suchen, für die ein Tenorist, wenn er obendrein noch ein schöner Mann ist, ein begehrenswerter Gegenstand ist.

Theodor Sturmfeld hatte bei der reichen Witwe nun zwar ebenso wenig Glück wie alle anderen Verehrer der eitlen Frau, aber ein Tenorist hält sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber für unwiderstehlich, und so glaubte der Bühnenheld sich des Erfolges sicher.

Wenn man eine Witwe zu freien gedenkt, die Kinder hat, so muß man sich bei diesen beliebt machen, um durch sie das Herz der Mutter zu erobern.

Diesen Weg schlug Theodor Sturmfeld ein, und Friedchen schien dem Hausfreund auch freundlich gesinnt zu sein, da er ihr stets etwas mitbrachte und somit in ihren Augen ein lieber Onkel wurde.

Herr Sturmfeld war zwar kein Geisteshelb, aber auf dem Gebiete der Liebe war er bewandert und hatte die schwache Seite der jungen Witwe bald erkannt. Auf die wahre Mutterliebe seinen Plan zu gründen, war hier erfolglos, denn Theodor Sturmfeld wußte längst, daß die hier nicht zu finden war; aber die Eitelkeit der Mutter, ein berühmtes Kind ihr eigen zu nennen, konnte hier geweckt werden und ihm zum Erfolge verhelfen.

Friedchens Interesse für Musik war ihm nicht entgangen und er machte die Mutter darauf aufmerksam, daß in dem Kinde anscheinend ein großes Talent schlummern müsse.

„Talente müssen aber geweckt werden," äußerte er sich eines Tages, „sonst siechen sie hin und gehen unbeachtet zu Grunde. Glauben Sie, daß Mozart sich so früh entwickelt hätte, wenn er zufällig nicht als Sohn eines Musikers zur Welt gekommen wäre? Die Verhältnisse bestimmen und formen den Menschen. Es ist Ihre Pflicht, gnädige Frau, das Talent Ihres Kindes zur Entfaltung zu bringen, und Sie werden alsdann eine Freude an ihm erleben, wie sie nur wenigen Müttern zu teil wird. Alle Welt wird in dem Kinde die Mutter bewundern, die ein solches Genie der Welt gegeben."

Dieser Sturmlauf auf die Eitelkeit der jungen Frau blieb nicht ohne Wirkung.

Friedchen erhielt sofort Klavierunterricht und machte hierin ganz überraschende Fortschritte. Die Liebe des Kindes für Musik bekam reichliche Nahrung und statt mit Puppe und Ball zu spielen, saß das Kind am Klavier und übte fast den ganzen Tag.

Doch Kinder besitzen kein ernstes Streben, da sie ein ferneres Ziel nicht fassen, und so erlahmte Friedrichs Eifer schon nach einigen Monaten.

Theodor Sturmfeld, der mit den Fortschritten des Kindes auch bei der Mutter Terrain gewonnen hatte, sah seinen Plan gefährdet, aber gab ihn noch nicht verloren. Immer eindringlicher schilderte er der Mutter gegenüber das noch schlummernde, aber hervorragende Talent der Tochter, und der Herr Musiklehrer pflichtete ihm bei. Es gibt ehrliche und gewissenhafte Lehrer, aber auch solche, die nur an ihren Verdienst denken und den Eltern gegenüber alle ihre Schüler für bedeutende Talente erklären. Es läßt sich allerdings nicht bestimmt feststellen, daß Friedchens Musikmeister zu dieser letzten Sorte gehörte, denn das Kind zeigte in der Tat eine bedeutende Begabung, die auch einen gewissenhaften Menschen zu großen Lobeserhebungen verleiten konnte.

So wurde denn die Mutter in den festen Wahn gewiegt, daß Friedchen ein musikalisches Genie sei, das der Welt nicht verloren gehen dürfe. Anfangs versuchte man durch gütigen Zuspruch und liebevolle Versprechungen, wohl auch durch Geschenke den Fleiß des Kindes zu steigern, als aber das alles nicht mehr den gewünschten Erfolg hatte, ging man mit eiserner Strenge vor.

So wurde denn Friedchen systematisch in Dressur genommen. —

Man bewundert im Zirkus die Gelehrsamkeit der Tiere und weiß nicht, daß diese klugen Tiere die beklagenswertesten und dümmsten ihrer Gattung sind. Nicht mit Liebe, sondern durch brutale Dressur wird zur Vollendung eines Triks jede natürliche Lebensäußerung des Tieres unterdrückt. Alle Sinne verkümmern auf Kosten des einen, der zur Ausführung des Kunststückes nötig ist; und wer Gelegenheit hat, die armen Tiere im Stalle zu beachten, erkennt sehr bald, daß sie nichts mehr als Maschinen sind.

Genau so verhält es sich mit den dressierten Menschen, die uns als „Wunderkinder" gelten und mit denen man in Wahrheit das größte Mitleid haben müßte. —

Draußen schien die Sonne in herzerquickender Pracht, die Bäume grünten und die Vöglein sangen in den Zweigen. Lustige Stimmen fröhlich spielender Kinder schallten aus dem Garten in den eleganten Salon der vornehmen Villa, wo Friedchen am Bechsteinschen Flügel saß und ihre zarten Händchen über die weißen Tasten zittern ließ. Das blühende, lebensfreudige Aussehen des Kindes war längst dahin. Die goldblonden Locken umrahmten ein krankhaft bleiches Gesicht, und grauenhaft blickten für den Psychologen die dunklen Augen starr und dann wieder unstät in die Welt. Der sogenannte Kulturmensch verliert sich in dem Anblick eines solchen Wesens, das er übersinnlich schon nennt, und er bewundert die Frühreife eines solchen Kindes. Es kommt ihm nicht zum Bewußtsein, daß man dieses arme Wesen um das reinste Glück des Lebens betrogen hat, daß man es beraubt hat um die holden Freuden der Jugend.

Die Dressur war bei dem armen Friedchen glänzend gelungen. Anfangs wehrte sie sich dagegen, aber endlich war jeder andere Gedanke in ihr erstarrt und tot, und in ihrer Gedankenwelt herrschten nur Noten, nichts als Noten. Bei dieser Konzentration aller Kraft wuchs das Kind zur Virtuosin heran. Mit beispielloser Fertigkeit bemeisterte Frieda selbst Liszt'sche Rhapsodien und Chopins schwierigste Tänze. Dressur schafft wohl Virtuosen, aber vermag den Geist, der in den Werken ruht, nicht zum pulsiven Leben zu erwecken. —

Schluß folgt.

Die wandelnde Glocke

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle." —
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

„Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr;
Die Mutter hat gefackelt."
Doch welch ein Schrecken! Hinterher
Die Glocke kommt gewackelt!

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden.
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

v. Goethe.

Sprüche der Lebensweisheit

Führt dich auch irdischen Zielen fern
Der Himmel gewundene Pfade,
Getrost! dir winkt der Verheißung Stern
Am himmelischen Tore der Gnade.
Hienieden begreifst du sein Walten nicht,
Er wird dir enthüllt erst im himmlischen Licht

*

Halte nicht länger als nötig Rast,
Nichts ist mit Zögern und Säumen getan,
Säe, damit du zu ernten hast,
Wenn sich die Tage der Reise nah'n.

Das Loch im Hut

Humoreske.

Fräulein Lotte saß ernst und würdevoll da, die Hände übereinandergelegt und gehorsam wie ein Schulkind; natürlich wurde ihr dies schwer genug, denn sonst war sie ein Hans in allen Gassen, der immer den Kopf voll Torheiten hatte; heute aber sprach der Herr Papa ein ernstes Wort mit ihr, und gab es kein Mucksen, da mußte stillgesessen und Mund gehalten werden, denn der Papa war für Tollheiten nicht zu haben.

Ruhig und mit ernsten Worten sprach er: „Also, mein Kind, du weißt, wir sind keine reichen Leute mehr, deshalb sei verständig und überlege dir die Sache ernsthaft, — wer weiß, ob sich dir zum zweiten Male eine so gute Partie bietet — natürlich will ich dich nicht drängen, aber ich glaubte, dir dies alles sagen zu sollen, bevor du den jungen Mann kennenlernen wirst."

„Wann werde ich ihn kennenlernen?"

„Der Vetter schreibt, daß ich ihn in diesen Tagen, vielleicht schon heute hier erwarten kann."

„Nun gut, ich will ihm freundlich begegnen, Papa; mehr kann ich doch vorerst nicht tun, nicht wahr?"

Der Vater nickte, küßte ihr die Stirn und ging hinaus.

Und kaum war der alte Herr fort, da sprang Lotte auf, fuhr herum wie ein Wirbelwind und rief: „Das sollte mir fehlen, so Hals über Kopf mich verheiraten lassen! Wenn er wie ein Apoll aussähe und reich wie ein Krösus, ich nähm ihn doch nicht, — schon aus Opposition nicht!"

Aber da trat Mamachen ein und hörte die letzten Worte, und nun ging es von neuem mit der Predigt los.

„Kind! Kind!" rief die alte Dame mit leisem Vorwurf, „wirst du denn nie zur Vernunft kommen! Beherzige doch, was dir Papa soeben erst gesagt hat."

Lotte aber umhalste die Mutter, tanzte mit ihr durchs Zimmer, und als sich Mamachen endlich frei gemacht hatte, und von neuem mit der Strafpredigt beginnen wollte, da machte das lustige Mädel einen würdevollen tiefen Knix und entschlüpfte in ihr Zimmer, das sie hinter sich abschloß.

Und nun warf sie sich auf die Chaiselongue, schloß das Fach eines nebenstehenden Tischchens auf und holte eine Zigarettendose daraus hervor. Nun gab sie sich dem Genuß des Rauchens hin, der um so süßer war, weil ihn Papa aufs strengste untersagt hatte.

Lang ausgestreckt lag sie da, blies den blauen Rauch der Zigarette in die Luft und überdachte recht behaglich alles das, was der Papa ihr eben so ernst vorgetragen hatte.

Mit einem Male richtete sie sich auf und horchte — einen Moment nur — dann sprang sie entsetzt auf, denn sie hatte Schritte und Stimme des Vaters erkannt.

Hilf, Himmel! Wenn er eine Spur des Rauchens entdeckte — es gäbe gräßlichen Aerger.

Ratlos lief sie umher und suchte nach einem Ort, wohin sie die Zigarette werfen konnte; aber in der Eile fand sie keinen Platz, der nicht zum Verräter geworden wäre. Endlich, in tausend Aengsten, öffnete sie kurz entschlossen das Fenster und warf die brennende Zigarette hinaus.

Aber, o Entsetzen, sie fiel nicht auf die Erde, sondern auf den hellgrauen Hut eines jungen Herrn, der eben in die Haustür treten wollte.